

*Paul
Sussman*

Das
letzte
Geständnis
des
RAPHAEL
IGNATIUS
PHOENIX

Roman

Aus dem Englischen
von Michaela Grabinger

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »The Final
Testimony of Raphael Ignatius Phoenix« bei Doubleday.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Originalausgabe Juni 2016

Droemer Taschenbuch

© 2014 The Literary Estate of Paul Sussman

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Juliane Gräbener-Müller

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur GmbH, München

Coverabbildung: NETWORK! Werbeagentur GmbH, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30439-6

2 4 5 3 1

Erstes Kapitel

Dies wird der längste Abschiedsbrief in der Geschichte. Eine Grabschrift gigantischen Ausmaßes. Eine monströse Todesanzeige. Ein dicker, fetter Blauwal von einem Riesengeständnis. Und da es mit der Tablette enden wird, kann ich auch gleich mit der Tablette beginnen.

Sie war klein und weiß und rund. Wie eine pulvrige Träne sah sie aus, ganz unauffällig, bis auf die winzige Kerbe in ihrem ansonsten makellosen Rand. Hergestellt hatte sie Emilys Vater, ein Apotheker im London der Jahrhundertwende. Auf den ersten Blick hat sie, wie ich zugeben muss, nichts besonders Reizvolles an sich, ist also als Auftakt zu einer so außergewöhnlichen Geschichte, wie ich sie gleich erzählen werde, eher ungeeignet. Doch wie hinter so vielem in meinem langen, verworrenen Leben steckt auch hinter der Tablette mehr, als man auf Anhieb zu erkennen vermag. Denn trotz ihres nichtsagenden, unaufdringlichen Äußeren wirkt sie absolut tödlich, und ihre Bestandteile – eineinhalb Gran Strychnin, eineinhalb Gran Arsen, ein halbes Gran Zyankali und ein halbes Gran zerstoßene Brechwurzel – bescheren jedem, der sie schluckt, ein rasches, schmerzloses und dauerhaftes Ableben. Und genau das werde ich in zehn Tagen tun: sie hinunterspülen, und zwar mit einem guten, blutroten Burgunder (einem Latour '66 vielleicht, eventuell auch einem '70er).

Bis heute weiß ich weder, wann genau noch zu welchem Zweck die Tablette hergestellt wurde. Ich kann nur so viel sagen: Als ich Emily zum ersten Mal zu Hause besuchte, lag die Tablette in ihrer ganzen Pracht auf einem Glastellerchen im

Giftschrank der väterlichen Apotheke. Und dort lag sie auch vier Jahre später noch, am 1. Januar 1910, als ich sie, von Emily angestiftet, ermutigt und unterstützt, am Nachmittag meines zehnten Geburtstags an mich nahm. (Dem sollten aber noch weitaus schlimmere Missetaten folgen!)

Der Tag, an dem wir die Tablette stahlen, war, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, ein Sonntag, ein schöner, windiger Sonntag. Der Geruch von Holzrauch und gerösteten Maronen lag in der Luft, und über Londons Kopfsteinpflaster ratterten die Hansom Cabs. Zur Feier meines Geburtstags war ich zu einem ausgiebigen Nachmittagstee bei Emily eingeladen. Nachdem wir Sahnetorte und Crumpets gegessen hatten, begannen wir – auf mein Betreiben hin – mit einem lebhaften Versteckspiel im ganzen Haus. Da Emily jedoch über Weihnachten schlimmes Fieber gehabt hatte und sich noch ein wenig schwach fühlte, war sie es bald leid, sich treppauf, treppab zu schleppen, während ich mich in mein Versteck duckte.

»Gehen wir in die Apotheke hinunter«, sagte sie und lehnte sich nach Luft schnappend ans Geländer. »Da findet man immer etwas Interessantes.«

Die Apotheke ihres Vaters nahm das gesamte Erdgeschoss des Hauses ein und war an diesem Tag, an Neujahr, geschlossen. Normalerweise war der Zutritt streng verboten, doch da ihr Inhaber den Nachmittag andernorts verbrachte und Emilys Gouvernante Miss Waspby sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, um Briefe an ihre neun Schwestern zu schreiben, hinderte uns niemand daran, dort einmal gründlich herumzustoßern.

»Wenn uns jemand entdeckt, sagen wir, wir hätten ein Geräusch gehört und wollten nachsehen«, erklärte Emily. »Das Reden überlässt du dann mir.«

Natürlich waren wir zuvor schon in dem Laden gewesen, aber immer in Begleitung eines Erwachsenen. Jetzt, so ganz

allein, fanden wir ihn noch viel aufregender. Aladins Höhle voller bunter Gläser und Flaschen in Regalen, die vom Boden bis zur Decke reichten, und auf jedem Gefäß prangte vorn in großen goldenen Buchstaben der Name des Inhalts (Pfeilwurz, Veilchenpuder, Kaliumchlorat, Bilsenkrautextrakt etc.). Die Markenmedikamente der damaligen Zeit – Enos Abführmittel, Page Woodcocks Antiflatulentium, Jacob Townsends Amerikanische Sarsaparille – wurden in Glasvitriolen präsentiert, während an beiden Enden der langen Mahagonitheke große Ballonflaschen mit gestreckten Hälsen verführerisch leuchteten. Zwei einander gegenüberhängende Spiegel reflektierten den Raum dazwischen bis ins Unendliche.

»Mach nichts kaputt!«, sagte Emily streng. »Und steck nichts in den Mund, vor allem nichts aus den gerillten Flaschen. Die sind nämlich gefährlich.«

Wir nahmen Gefäße von den tieferen Regalbrettern und schnupperten am Inhalt. Dann öffneten wir eine Dose parfümierte russische Bärenfett-Pomade, und ich schmierte mir etwas davon in die Haare. Wir schlichen uns in die Offizin hinter dem Laden und stöberten zwischen den Mörsern, Waagen, Tinkturpressen und Wurzelmessern. Emily beschäftigte sich längere Zeit mit einer Tropfpipette. Ich entdeckte einen großen Büchner-Trichter und blies hinein wie in ein Horn.

»Psst!«, fauchte meine Kameradin. »Sonst hört uns Miss Wasply, und wir bekommen gewaltigen Ärger. Stell ihn wieder hin, wir gehen zurück in den Verkaufsraum!«

Dort kramten wir ein bisschen in den beschrifteten Palisanderschubladen an der Wand hinter der Ladentheke und spielten eine Zeitlang mit der Registrierkasse, drückten auf den Zehenspitzen stehend ihre Knöpfe, als wären sie die Tasten eines großen Musikinstruments. Dann schnüffelten wir an einem Fläschchen Riechsalz, bis uns die Augen tränten und wir schrecklich husten mussten.

»Was hast du eigentlich zum Geburtstag bekommen?«, fragte Emily, als wir uns von dem Gekeuche erholt hatten.

»Von Mrs. Eggs Schokolade und von Vater eine ganz besondere Bibel«, antwortete ich.

»Was ist so besonders daran?«

»Man kann das Neue Testament herausziehen und als Sonnenhut tragen. Das hat er selbst erfunden. Er glaubt, dass er damit viel Geld verdienen wird. Aber das glaubt er bei jeder Erfindung, die er macht.«

(Mehr über meinen Vater später.)

Wir öffneten einen Schrank hinter der Theke und entnahmen ihm ein merkwürdig aussehendes, pumpenartiges Gerät mit der Aufschrift »Dr. Eugisiers Klistierspritze Nr. 2«.

»Wozu das wohl gut ist?«, sagte ich.

»Zum Feuerlöschen wahrscheinlich«, meinte Emily. »Leg es besser zurück, sonst machst du es noch kaputt.«

Ich tat, wie mir befohlen, und ging an das eine Ende der Theke, um mir die gläsernen Messbecher anzusehen, die dort standen.

»Was würdest du dir zum Geburtstag wünschen, wenn du dir alles wünschen könntest, was es gibt?«, fragte mich meine Kameradin plötzlich.

Es gab natürlich vieles, was ich damals gern gehabt hätte, eine Pistole beispielsweise oder eine Segeljacht oder eine Maschine, die mir alle Hausaufgaben abnahm. Über ein Rudge-Whitworth-Fahrrad, insbesondere das gerade in allen Zeitungen beworbene Modell, hätte ich mich ebenso gefreut wie über einen Radioapparat oder über Zinnsoldaten, mit denen sich die Belagerung von Mafeking nachstellen ließ. Eines aber erschien mir weitaus besser als alles Genannte – war mir schon beim ersten Anblick vier Jahre zuvor weitaus besser erschienen –, und dieses Eine nannte ich nun.

»Die Tablette!«, sagte ich, ging zum Giftschrank und drück-

te meine Nase an die dicke Glasscheibe. »Die würde ich mir wünschen. Ganz bestimmt. Wenn ich sie doch nur bekommen könnte ...«

Emily sah mich erstaunt an, drehte sich zu den Palisander-schubladen um, öffnete die mit »Rhabarberpulver« beschriftete und holte einen kleinen Messingschlüssel heraus. Den steckte sie in das Schloss des Giftschranks, drehte ihn zweimal um, zog vorsichtig die Tür auf und nahm den kleinen Glasteller mit der Tablette heraus. »Möchtest du sie berühren?«, fragte sie lächelnd und hielt mir den Teller hin.

»Darf ich?«

»Wenn du willst. Aber du musst ganz, ganz vorsichtig sein!«

Ich streckte die Hand aus, und Emily ließ die Tablette auf meine Handfläche gleiten, wo sie wie ein blasses weißes Mal liegen blieb. Ich schloss die Finger zu einem Käfig, als wollte ich eine Libelle oder einen Nachtfalter gefangen halten.

»Ich hätte nie geglaubt, dass ich sie einmal berühren würde«, sagte ich voller Ehrfurcht. »Ich dachte, ich würde sie immer nur ansehen dürfen.«

»Bring sie bloß nicht an den Mund!«, ermahnte mich Emily. »Sie ist sehr, sehr giftig.«

»Wenn ich sie doch nur haben könnte.« Ich seufzte. »Ich weiß nicht, ob ich mir je etwas mehr gewünscht habe. Sie ist so ... «

»Schön?«

»Nein, nicht schön, eher ... «

»Magisch?«

»Ja genau, magisch. Ein Zauberding. Der Beginn eines großen Abenteuers. Ich hätte sie für mein Leben gern!«

Emily sah mich mit leicht geneigtem Kopf an. Ihr Mund verzog sich zu einem fragenden Lächeln.

»Von allen Dingen auf der Welt, die du bekommen könntest, würdest du dich tatsächlich für diese Tablette entscheiden?«

»Ja, ganz bestimmt«, antwortete ich. »Sie hat mir schon immer gefallen, vom ersten Moment an. Ich brauche sie nur in der Hand zu halten, schon fühle ich mich allmächtig. Klingt albern, ich weiß.«

Emily zog die Brauen hoch – sie waren sehr hell und sehr dünn, wie kurze Goldfäden – und begann, offenbar tief in Gedanken versunken, an einer goldblonden Stirnlocke zu zupfen. Nach längerem Schweigen rückte sie plötzlich dicht an mich heran und flüsterte in einem Ton äußerster Vertraulichkeit:

»Ich habe einen Plan.«

Noch heute, so viele lange, sündhafte Jahre später, fühle ich, ein alter, gebeugter Mann, der am Ende seines Daseins auf dem schmalen Grat zwischen Leben und Tod balanciert, die Erregung, die mich bei diesen Worten ergriff.

»Einen Plan?«

»Ja, einen Plan, um dir die Tablette zu beschaffen, ohne dass Vater davon erfährt. Bist du zu allem bereit?«

»Ja, ich bin zu allem bereit«, flüsterte ich. »Was hast du vor?«

»Komm mit!«, befahl Emily. »Und tu genau, was ich dir sage!«

Sie hielt die Hand auf, nahm die Tablette entgegen, legte sie auf den Teller und stellte diesen wieder in den Giftschränk. Dann führte sie mich in ihr Zimmer hinauf, kniete sich hin, streckte die Hände unters Bett und zog eine große Dose Farleys Minzbonbons hervor.

»Gehören die Minzbonbons zum Plan?«, fragte ich fasziniert.

»Die Minzbonbons sind der Plan«, antwortete sie. »Schau!«

Sie schüttelte die Dose zweimal, so dass der Inhalt rasselte, und hob den Deckel ab. In der Dose befanden sich etwa zwei Dutzend kleine, weiße, runde Bonbons. Ich wusste sofort, was sie damit vorhatte.

»Die sehen genauso aus wie die Tablette!«, rief ich.

»Eben. Wir vertauschen sie. Aber zuvor muss noch etwas erledigt werden.«

Wir nahmen ein Minzbonbon heraus und sausten wieder hinunter. Die Kühnheit des Plans ließ unsere Herzen höher schlagen. Zunächst gingen wir in die Küche und schnitten mit einem Filetirmesser eine kleine Kerbe, wie sie auch die Tablette aufwies, in den Rand des Bonbons. (Ich habe mich oft gefragt, welchen Sinn der kleine Spalt im Gehäuse meines Todes hatte.) Dann kehrten wir in die Apotheke zurück, wo wir vor Aufregung zitternd die echte Tablette durch die falsche ersetzten, letztere in den Giftschränk stellten und die Tür abschlossen. Selbst aus der Nähe war es unmöglich, einen Unterschied festzustellen.

»Es klappt!«, zischte ich, kaum mehr fähig, meine Euphorie im Zaum zu halten. »Sie sehen genau gleich aus! Wir haben es geschafft! Wie bei Sherlock Holmes!«

Lächelnd balancierte Emily die echte Tablette auf ihrer Hand, doch als ich sie nehmen wollte, trat meine Freundin einen Schritt zurück und sah mich mit dem Ausdruck größter Ernsthaftigkeit an. (Emily konnte ernster dreinschauen als jeder andere Mensch. So ernst, dass man förmlich erstarrte.)

»Noch nicht«, sagte sie. »Erst musst du mir verraten, was du damit vorhast.«

»Was ich damit vorhabe?«

»Ja. Ich muss sicher sein, dass ich sie dir guten Gewissens geben kann. Sie ist wirklich gefährlich.«

»Ich habe eigentlich nichts Bestimmtes damit vor«, antwortete ich. »Ich will sie bloß haben und behalten. Sie gefällt mir.«

Nach kurzem Schweigen fügte ich hinzu:

»Ich werde niemanden damit umbringen, wenn du das meinst.«

»Versprochen?«

»Ja, versprochen. Ich werde sie nie jemandem verabreichen. Bei mir ist sie gut aufgehoben.«

Emily ließ nicht locker. »Schwör es!«

»Ich schwöre es bei meinem Leben, Emily. Ich schwöre es mehr, als ich jemals etwas geschworen habe. Gibst du sie mir jetzt?«

Nachdem sie mich noch einen Moment mit ihren großen, feurigen grünen Augen fixiert hatte, überreichte sie mir schließlich die Tablette.

»Du darfst keiner Menschenseele erzählen, was wir gemacht haben, sonst bekommen wir gewaltige Schwierigkeiten«, sagte sie.

Kaum hatte ich die Finger um meine Beute geschlossen, warnten uns klappernde Schritte auf der Treppe vor dem Eintreffen der gefürchteten Miss Wasply. Ich warf einen kurzen, triumphierenden Blick auf die Tablette, die jetzt meine Tablette war, und steckte sie in die Tasche meiner Kniebundhose. Keine Sekunde später rauschte Emilys Gouvernante in den Laden.

»Was habt ihr hier verloren?«, keifte sie. »Du weißt genau, dass du die Apotheke deines Vaters nicht zu betreten hast, Emily!«

Emily wollte etwas erwidern, doch noch ehe sie eine Ausrede vorbringen konnte, hatte Miss Wasply ihre beträchtliche Körpermasse durch den Verkaufsraum befördert, sich hinter uns gestellt und jedem eine Hand fest an den Rücken gelegt.

»Ihr sollt nach draußen an die frische Luft, anstatt ohne Erlaubnis hier herumzustöbern und Unsinn zu machen!«, erklärte sie, während sie uns zielstrebig Richtung Hintertür schob.

»Aber ich habe doch Fieber, Miss Wasply«, log Emily und schlurfte absichtlich langsam dahin. »Ich fühle mich gar nicht wohl. Können wir nicht ins Kinderzimmer hinaufgehen?«

Laut schnaubend drückte uns Miss Wasply unsere Mäntel und Mützen in die Hand. »Das wird euch guttun«, sagte sie und riss die Hintertür auf. Ein eisiger Windstoß fegte durch die Garderobe. »Beeilt euch, dann habt ihr noch eine halbe Stunde im Garten, ehe es dunkel wird.«

Mit einem letzten Schubs stieß sie uns in die frostige Winterluft hinaus und schloss mit Nachdruck die Tür.

Emily schniefte verzweifelt und zog sich schlotternd die Wollmütze über die Ohren. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass meine Gedanken nicht vorrangig dem Wohlergehen meiner besten Freundin galten und ich mit anderen Dingen beschäftigt war, auch wenn ich ihr kurz den Arm um die Schulter legte, um sie vor der bitteren Kälte zu schützen. Im Hochgefühl der Freude über meine neue Errungenschaft lief ich ans andere Ende des Gartens und fing an Rad zu schlagen.

»Du musst dich bewegen, Emily, sonst wird dir nie warm!«

»Nein danke«, sagte sie seufzend. Sie war auf die Gartenbank gesunken und hatte sich ihrem Schicksal gefügt. »Ich sehe lieber zu.«

Der Nachmittag nahm seinen Lauf. Nach einiger Zeit kehrten wir ins warme Haus zurück, und bis gestern Nacht wurde die ganze Sache zwischen uns nie wieder erwähnt.

So kam ich, kurz gefasst, in den Besitz der Tablette. Meiner Tablette. Der Todestablette. Und wenn ich auch schwor, sie keinem anderen Menschen je zu verabreichen, so gab ich doch, wie Sie bemerkt haben werden, nie das Versprechen, sie nicht selbst einzunehmen. Ich mag viele andere Greuelthaten begangen haben, aber mein Wort zu brechen kam mir nie in den Sinn.

Ich besitze die Tablette seit nunmehr neunzig Jahren (bin, genauer gesagt, seit neunzig Jahren von ihr besessen). Zeitweilig trug ich sie in der Geldbörse, gelegentlich in einem glänzen-

den goldenen Medaillon um den Hals, manchmal mit Klebeband in der Achsel befestigt oder am Finger, in einem Ring, jedenfalls stets in greifbarer Nähe. Sie war immer präsent. Nie war der Tod weiter als ein paar Zentimeter von meiner ausgestreckten Hand entfernt. Abgesehen von dem Foto ist die Tablette mein bei weitem wertvollster Besitz.

Auch während ich dies schreibe, ist sie bei mir. Sie liegt in der Tasche meines Baumwollschlafanzugs. Ich greife hinein und streiche so sanft und ehrfürchtig darüber, wie ein gläubiger Mensch ein religiöses Symbol berührt oder ein Schmetterlingsforscher den Flügel eines seltenen Falters. Eineinhalb Gran Strychnin, eineinhalb Gran Arsen, ein halbes Gran Zyankali, ein halbes Gran zerstoßene Brechwurzel, und bald ist es Zeit, sie zu schlucken. »Nicht mehr lange, alte Freundin«, flüstere ich. »Endlich ist dein Augenblick gekommen.«

Ich heiße Raphael Ignatius Phoenix und bin hundert Jahre alt, das heißt, in zehn Tagen werde ich hundert, genauer gesagt in den frühen Morgenstunden des 1. Januar 2000, dem Zeitpunkt meines Selbstmords. Aufmerksamen Lesern wird nicht entgangen sein, dass meine Initialen R.I.P. lauten – ein, wie Sie bald sehen werden, überaus passender Zufall.

Zweites Kapitel

Meinen jüngsten und letzten Mord beging ich vor vierzehn Jahren, 1985. Es geschah im Nannybrook House, und sie hieß Bunshop. Mrs. Ethel Bunshop, geborene Boocock. Ich habe ihn noch immer in der Nase, den beißenden, die Schleimhäute ätzenden Geruch von brennendem Fleisch. Und höre das Zischen, den Schrei, das Prasseln. Die widerliche alte Schachtel.

Ihre Beseitigung fällt in die Kategorie von Morden, denen ich ein klares Motiv zuordnen kann. Hin und wieder habe ich unter äußerst fadenscheinigem Vorwand getötet, ab und zu sogar, ohne es wirklich zu wollen.

Im Fall von Ethel Bunshop, geborene Boocock, gab es jedoch eine Vielzahl berechtigter Gründe. Ihr nächtliches Furzen zum Beispiel. Und ihre grässlichen Hängebrüste, und wie sie »Sherry, Mr. Phoenix?« zu sagen pflegte, als würde sie mir nicht ein Glas lauwarmen Amontillado, sondern eine sexuelle Gefälligkeit offerieren. Sie war ein in jeder Hinsicht grauenhaftes Weib, und ihre Opferung wurde mir zum Quell tiefer und anhaltender Genugtuung.

Gleichwohl brachte ich sie trotz der zahlreichen guten Gründe keineswegs aus Vorsatz um die Ecke. Ich hatte weder mit dem Gedanken gespielt noch es geplant oder gar irgendwelche allfälligen Vorarbeiten geleistet. Es handelte sich vielmehr um eine plötzliche, intuitive, ganz und gar spontane Sache, um eine unabwendbare Verkettung von Umständen, um eine Angelegenheit, die den Täter (also mich) nicht weniger überraschte als das Opfer (nämlich die alte Schreckschraube).

So verhielt es sich mit vielen meiner Morde. Einige kann ich vor mir selbst rechtfertigen, andere nicht, aber alle, möglicherweise mit Ausnahme von Miss Wasply, geschahen ganz aus heiterem Himmel und waren meinerseits kaum beabsichtigt. Ich bin, könnte man sagen, kein vorsätzlicher Mörder, sondern ein instinktgeleiteter. Der geborene Mörder, wenn Sie so wollen. Ja, das trifft es – ich bin der geborene Mörder.

Ins Nannybrook kam ich durch Emily. Sie arrangierte alles, füllte das Anmeldeformular aus und zahlte in den neun Jahren meines dortigen Aufenthalts sämtliche anfallenden Kosten. Zumindest nehme ich an, dass sie es war, die gezahlt hat. Sie erwähnte es nie, und ich habe sie nie gefragt. Ich wüsste nicht, wer es sonst gewesen sein könnte. Andere Freunde habe ich nicht.

Gott allein weiß, wie sie mich fand – einen versoffenen Penner, der stinkend in einer urinverseuchten Einfahrt mitten in London hockte. Gott allein weiß, wie sie mich immer wieder auftreibt. Aber sie fand mich und schloss mich in ihre Arme und stellte mich wieder auf meine wackligen Beine.

»So kannst du nicht leben, Raphael«, sagte sie. »Du kommst jetzt mit, und ich bringe alles wieder in Ordnung.«

Und so stiegen wir in ein schwarzes Londoner Taxi und fuhren – mit heruntergekurbelten Fenstern, weil ich nach fünf Jahren auf Platte grauenhaft stank – durch den Frühlingmorgen zum Nannybrook House. Und im Nannybrook schienen sie uns zu erwarten, denn am Eingang wurde ich von einem schwer atmenden, rotgesichtigen Arzt in Empfang genommen, sodann nach oben gebracht, gebadet, rasiert, untersucht, eingekleidet und in ein helles, luftiges Zimmer im hinteren Teil des Hauses mit Blick auf den blühenden Rosengarten einquartiert. Dort blieb ich neun Jahre.

Das Nannybrook war ein Seniorenheim. In den fünfziger Jahren hatte es das Haus zu einiger Berühmtheit gebracht, als der

Leiter eine neue Methode zur Verlangsamung des Alterungsprozesses einführte, die darin bestand, die Bewohner jeden Tag eine Stunde lang in einem eigens dafür eingerichteten Gewächshaus mit dem Kopf nach unten aufzuhängen. Die Nannybrook-Behandlung, wie sie bald genannt wurde, sorgte international für Schlagzeilen und führte weltweit zu einem Umkehrungswahn bei Leuten über siebzig. Spätere Untersuchungen ergaben allerdings, dass das Aufhängen der Alten nicht etwa deren Leben länger, sondern lediglich ihre Krampfadern schlimmer machte, und bei meiner Ankunft hatte man das Experiment längst aufgegeben. In den neun Jahren meiner Anwesenheit geschah nichts, was auch nur halb so interessant gewesen wäre, wenn man von dem Vorfall absieht, bei dem die Bremse von Mr. Guttleibs Rollstuhl versagte und Mr. Guttleib aus dem Eingangstor hinaus- und direkt in einen vorbeifahrenden Wäschelieferwagen hineinrollte (Ähnlichkeiten mit Lord Slaggsby sind hier nicht zu übersehen). Im Grunde war das Nannybrook genau der richtige Ort für einen beschaulichen Lebensabend.

Das Heim befand sich in einem großen, ziemlich maroden Gebäude aus der Zeit Edwards VII. am nördlichen Ende der Putney Hill Street. Im Laufe der Jahre war es mehrmals erweitert und mit diversen Anbauten, Wintergärten und Rollstuhlrampen versehen worden und wirkte insgesamt wie die Lego-Konstruktion eines schwer gestörten Kindes. Das Haus besaß eine riesige rote Eingangstür, eine Wetterfahne, die immer, auch bei stärkstem Wind, streng nach Süden wies, und war durch eine hohe, oben mit Glasscherben bestückte Steinmauer zur Straße hin abgeschirmt. Ob die festzementierten Glasscherben Vandalen vom Eindringen oder die Bewohner von der Flucht abhalten sollten, habe ich nie herausgefunden. Eine überdachte Holzveranda umgürtete das Gebäude, hinter dem sich eine große Gartenanlage mit verwahrlosten Obstbäumen,

mehreren Rosenrabatten und einem großen Gemüsebeet erstreckte, in dem rheumageplagte Heimbewohner seltsam rheumatoide Zucchini zogen.

Mein Zimmer lag auf der zweiten Etage im hinteren Gebäudeteil. Ich hatte ein Bett, das jeden Morgen für mich gemacht wurde und durch Betätigung diverser Kurbeln und Rollen je nach Schlafgewohnheit höhergestellt, abgesenkt, geneigt oder gedreht werden konnte; des Weiteren einen Schreibtisch, eine Lampe, einen Sessel und ein eigenes Bad mit speziellen Haltegriffen neben dem Klo, damit ich beim Kacken nicht runterfiel. Wie alle Bewohner des Nannybrook verfügte ich über ein eigenes Telefon, das ich jedoch in Ermangelung von Gesprächspartnern nie benutzte. Wie mit Pockenpusteln war das Zimmer mit strategisch platzierten roten Alarmknöpfen übersät, die ich drücken sollte, falls sich ein Herzinfarkt ankündigte. Dass ich in den neun Jahren nie auch nur den Anflug eines Herzinfarkts verspürte, hielt mich nicht davon ab, die Knöpfe immer wieder zu drücken, um das Personal zu ärgern.

In einer Ecke des Raums befand sich zudem ein großer eingebauter Wäschetrockenschrank, und dort verbarg ich meine beiden wertvollsten Besitztümer, das Foto und die Tablette. Letztere hatte ich während meiner Vagabundenjahre mit Klebeband befestigt in der linken Achselhöhle getragen, fand jedoch nach der Ankunft im Nannybrook eine bessere Bleibe für sie: Ich hüllte sie in ein grünes Seidentaschentuch und versteckte sie jeden Abend hinter einem lockeren Ziegelstein im Schrank, um sie morgens wieder hervorzuholen und in die Tasche der Hose zu schieben, die ich tagsüber trug. Von ihrer Existenz wusste selbstredend niemand, und selbstredend erzählte ich keinem davon. Der Leiter des Heims regte sich schon genug über das Rauchen auf. Wäre er dahintergekommen, dass sich in seinem Haus eineinhalb Gran Strychnin, eineinhalb Gran Arsen, ein halbes Gran Zyankali und ein halbes

Gran zerstoßene Brechwurzel befanden, hätte ihn wohl der Schlag getroffen. (Es handelte sich hierbei übrigens nicht um den Leiter, der in den Fünfzigern die Nannybrook-Behandlung eingeführt hatte. Dieser war, so hieß es, nach Südamerika ausgewandert, um seine Forschungsarbeit in einem bolivianischen Gefängnis fortzusetzen.)

Außer mir hatte das Heim noch etwa fünfzig weitere Insassen. Die genaue Zahl war schwer festzustellen. Da ständig alte Insassen starben und durch neue ersetzt wurden, unterlag die Bewohnerschaft des Nannybrook einem ständigen und verwirrenden Wandel. Einmal starb innerhalb einer einzigen Woche die gesamte Bridge-Gruppe des Hauses (mutmaßlich aufgrund des Drucks, dem ihre Mitglieder wegen des bevorstehenden harten Zweikampfs gegen ein Heim in Croydon ausgesetzt waren). Die enorme Fluktuation machte jede Zählung unmöglich. Manchmal waren es nur dreißig Bewohner, dann wieder siebzig. Die Zahl fünfzig nenne ich nur, weil exakt so viele Leute Eric Morecambe zujubelten, als er zur Eröffnung des neuen Physiotherapieraums erschien.

Ich befand mich am unteren Ende der Altersskala des Nannybrook (sechundsiebzig Jahre bei meiner Ankunft, fünfundachtzig, als ich Mrs. Bunshop erledigte). Die meisten Bewohner waren hoch in den Neunzigern, mehrere sogar über hundert. Eine Frau – sie hieß bedauerlicherweise Mrs. Yurin – beging während meiner Zeit im Heim ihren hundertsechsten Geburtstag, verstarb allerdings zu meiner nicht geringen Belustigung mitten während der Feierlichkeiten und fiel beim Auspusten der Kerzen in ihre eigene Geburtstagstorte. Ihre achtundachtzigjährige Tochter, ebenfalls Heimbewohnerin, war untröstlich – nicht zuletzt deshalb, weil sie vier Tage gebraucht hatte, um das blöde Ding zu glasieren.

Ich war zwar nicht der Jüngste im Nannybrook – Mr. Chudleigh zählte erst einundsiebzig Lenze, und bei Ms. Clissold

handelte es sich Gerüchten zufolge um eine vorzeitig gealterte Sechszwanzigjährige –, sah aber so aus. Vom Erscheinungsbild her hätte ich gar nicht dort sein dürfen, denn die in den Gesichtern meiner Mitbewohner so deutlich sichtbaren Falten und Furchen, Risse und Hängebacken waren in meiner langen, bleichen Visage schlicht nicht vorhanden.

Natürlich wirkte ich nach einem halben Jahrzehnt auf der Straße etwas abgehärtet und war nicht mehr so beweglich wie zu Jugendzeiten, hatte mich aber für mein Alter enorm gut gehalten. Mein Rücken war gerade, mein Augenlicht gut wie eh und je und die Muskulatur elastisch und aktiv. Wie immer man zum Morden steht, es hält auf jeden Fall jung.

Meine Mitbewohner waren summa summarum in Ordnung. Dennoch hatte ich, wenn überhaupt, nur zu wenigen engen Kontakt. Bernie Mtembe, der einzige schwarze Insasse, zeigte sich einer Partie Backgammon nie abgeneigt, und wenn Mrs. Goshen (die mit dem australienförmigen Muttermal im Gesicht) zu viel Wermut trank, konnte es überaus amüsant werden. Unnötig zu erwähnen, dass ich mir in meinem Zimmer einen ordentlichen Wermut-Vorrat hielt, aus dem ich Mrs. Goshens Nachmittagstee regelmäßig etwas beimischte. Eines Tages stürzte sie, nachdem sich ihre von Margaret Thatcher inspirierte Schluppenbluse im Geländer verfangen hatte, die Treppe hinunter und brach sich das Genick. Da ich an diesem Tag nichts in ihren Tee getan hatte, war mein Gewissen rein.

Im weitesten Sinne des Wortes erfreute ich mich durchaus einer gewissen Beliebtheit. Die Leute sagten »guten Morgen« zu mir und verwickelten mich in stockende Gespräche, wofür ich mich mit dem mir möglichen Höchstmaß an Interesse erkenntlich zeigte. Ich erhielt jedes Jahr mehrere Karten zum Valentinstag, wobei die meisten vermutlich von einer betagten, an Alzheimer leidenden Dame stammten, und auch an Weih-

nachten und an meinem Geburtstag vergaß man mich nicht. Am 1. Januar 1983 bekam ich einen wunderschönen vergoldeten Füllfederhalter mit der Gravur »R.I.P. – von uns allen im Nannybrook House«. Zu meinen Ehren veranstaltete man eine kleine Tee-Gesellschaft, bei der ich eine ziemlich geistreiche Rede hielt und von allen arthritisch beklatscht wurde. Faltige, gekrümmte Hände patschten aneinander wie die wedelnden Flossen dankbarer Delphine.

Mein einziger wahrer Freund im Nannybrook aber, wenn man ihn denn als solchen bezeichnen kann, war Archie Bogosian, ein koboldartiger kleiner Mann mit verkniffenem Gesicht, der, je nachdem in welcher Stimmung man ihn antraf und wie viel Guinness er getrunken hatte, einst Diamantenschmuggler, Großwildjäger, Waffenhändler, Astronaut, Söldner, Rennfahrer oder Leibwächter des Schahs von Persien gewesen war.

»Reden wir nicht drum herum, Phoenix«, flüsterte er mir hin und wieder unten im Aufenthaltsraum verschwörerisch zu. »Ich habe Menschen getötet und stehe dazu.«

»Ich auch«, erwiderte ich seufzend und tätschelte ihm den Arm.

»Gut, sehr gut.« Er kicherte. »Wir sind eben Profis, ganz im Gegensatz zu diesen Vollidioten. Wir haben gelebt, haben Sachen gemacht! Unsereins muss zusammenhalten. Als ich im Krieg mit dem Fallschirm über Berlin abgesprungen bin ... Hab ich Ihnen das schon mal erzählt?«

»Nein«, log ich.

»Der Absprung erfolgte um Mitternacht, alles streng geheim, direkter Befehl von Churchill ...«

Und dann legte er los mit irgendeiner herrlich bizarren Geschichte. Erzählte von seinem Auftrag, ein Attentat auf Hitler zu verüben, oder von einer anderen ähnlich ungläubwürdigen Mission, für deren Erfüllung man ihn angeblich mit Tapfer-

keitsmedaillen überschüttet hatte. Später erfuhr ich von seiner Schwester, dass er wegen seines nervösen Darms nicht am Krieg hatte teilnehmen können. Er hatte seinen Beitrag als Mitglied der freiwilligen Feuerwehr geleistet und den Rest seines Lebens für einen großen Damenwäsche-Hersteller in Swindon gearbeitet. Aber darum ging es nicht. Er hatte – wenn gleich nur in der Phantasie – etwas Grandioses aus seinem Leben gemacht, und dafür zollte ich ihm Respekt. Wenigstens faselte er nicht ständig von Rentenzahlungen, die für alle anderen Heimbewohner das Gesprächsthema Nummer eins darstellten.

Vereint durch die uns beiden gemeinsame Boshaftigkeit bildeten Archie und ich das Schurkenduo vom Nannybrook und widmeten uns somit einem Aufgabenbereich, für den ich durch meine Zeit in der Weltfreiheitsallianz bestens qualifiziert war.

Wir taten nichts wirklich Schlimmes, außer bei jeder sich bietenden Gelegenheit Sand ins Getriebe zu streuen. So drückten wir beispielsweise den Notfallknopf im Aufzug und sahen hinter einer Wand hervor hämisch zu, wie die Schwestern mit Sauerstoffmasken und schlenkernden Stethoskopen herbeieilten. Oder wir hefteten Zettel ans Schwarze Brett, auf denen »Fick den Leiter in den Arsch!« stand oder »Blowjob gesucht? Kontaktieren Sie Mrs. Yurin jun. in Zimmer 10«. Unsere Aus-hänge wurden so zahlreich und so widerlich, dass man das ganze Brett schließlich ins Büro verfrachtete, wo man es ständig im Auge behalten konnte. In der Folge verlegten wir uns darauf, ordinäre Limericks an die Wände des Klos im Erdgeschoss zu schmieren.

Letztlich sorgten unsere kleinen Rebellionen allerdings kaum für Aufregung, denn im Großen und Ganzen ging es im Nannybrook ziemlich entspannt zu. Ich habe von Altersheimen gehört, die nach dem Vorbild der russischen Gulags gelei-

tet werden und in denen man die Bewohner umhertreibt wie gefährliche politische Gefangene, doch so ein Heim war das Nannybrook zumindest während meiner Zeit nicht. Natürlich wurde vieles organisiert, wenn man es so haben wollte, und man konnte dort seinen gesamten Lebensabend mühelos in einer strikt geregelten Abfolge von Freiübungen, Cribbage-Turnieren, Batikkursen und Ausflügen zu landschaftlich schönen Zielen verbringen. Wenn einen das alles aber nicht interessierte – und mich interessierte es nicht besonders –, konnte man tun, wonach einem der Sinn stand.

Ich selbst machte nicht eben viel. Ich saß oft vor dem Fernseher – besonders gern sah ich mir Mike Yarwood und *The Two Ronnies* an – und kümmerte mich um die paar mickrigen Stangenbohnen im Garten des Nannybrook. Manchmal saß ich lange vorn auf der Veranda, rauchte und betrachtete das Foto, löste hin und wieder ein Kreuzworträtsel und stockte regelmäßig meine magere Rente auf, indem ich Bernie Mtembe beim Backgammon vernichtend schlug. (»Mann, Sie haben schon wieder gewonnen«, jammerte er. »Ich muss aufhören mit dem verdammten Backgammon. Sie haben mich ja regelrecht deklassiert!«)

Meistens lief ich aber einfach nur durch die Gegend. Frühmorgens, gleich nach dem Frühstück, zog ich los und kehrte erst am späten Nachmittag, müde und verschwitzt, gerade rechtzeitig zum Tee zurück. Dem Leiter des Nannybrook waren meine Exkursionen ein Dorn im Auge, versuchte er doch stets, die Bewohner von Alleingängen abzuhalten, weil viele Gefahr liefen, sich bei solchen Ausflügen zu verirren oder angefahren zu werden. Da ich mich jedoch im Vollbesitz meiner körperlichen und geistigen Kräfte befand, konnte er schlecht etwas dagegen sagen, und ich setzte meine Streifzüge unbehellig fort.

Ich spazierte durch die ganze Stadt. Durchstreifte Parks –

Wimbledon Common, Richmond Park – oder ging die King's Road entlang, vorbei an der Stelle von Ricks Ermordung, und mitten hinein ins Zentrum von London, wo ich den Tag im British Museum oder im St. James' Park verbrachte, gelegentlich auch auf The Serpentine Ruderboot fuhr. Manchmal schlenderte ich in die Baker Street hinüber und betrachtete Emilys früheres Haus, das mittlerweile Büros beherbergte, oder ging in den Regent's Park und sah mir White Lodge an, die Stätte meiner Geburt wie meines ersten Mords, die man inzwischen abgerissen und durch Kioske und Toilettengebäude ersetzt hatte. Ich blieb jedoch nie lange. Der Anblick meiner so gänzlich ausgelöschten Vergangenheit machte mich unerträglich melancholisch.

Hin und wieder begleitete mich Archie Bogosian auf meinen Ausflügen. Da er allerdings schneller müde wurde als ich, saßen wir oft lange in Pubs und Cafés, knabberten Erdnüsse und tranken Guinness, während er allmählich wieder zu Atem kam. Bei diesen Gelegenheiten pflegte er mich mit verworrenen Geschichten über die Abenteuer seines Lebens zu unterhalten und schlug anschließend immer einen kleinen Abstecher nach Soho vor, »damit uns wieder Blut in die Glieder schießt«. So brachen wir auf – Archie vornweg, freudig erregt wie ein Beagle auf der Fährte – und landeten schließlich in einer Straße mit schäbigen, im Souterrain gelegenen Pornokinos, auf deren angeschimmelte Leinwände geradezu atemberaubend Eindeutiges projiziert wurde. Nachdem wir uns das Ganze etwa eine Stunde lang mit offenem Mund und großen Augen angesehen hatten, gingen wir wieder, doch nie, ohne dass Archie noch schnell an die Kinokasse trat und die Frau hinter der Scheibe fragte, ob in der folgenden Woche *The Sound of Music* laufen werde.

Neben all dem hatte ich während meiner Jahre im Nannybrook noch zwei weitere Freizeitbeschäftigungen.

Die erste war das Tanzen. In schönster Regelmäßigkeit fan-

den sich die Bewohner – zumindest diejenigen, die noch mobil waren – freitagnachmittags im Speisesaal ein, wo uns Mr. Minghella, ein gepflegter, kleiner, androgyn wirkender Mann, dessen weißes Haar einen intensiven Blaustich aufwies und der stets eine rote Samtweste trug, auf einen chaotischen Streifzug durch die Welt der Foxtrotts, Polkas, Walzer, Rumbas, Tangos, Quadrillen und hüftruckelnden Bossa Novas entführte, wobei er mit einer alten Billardqueue den Takt an die getäfelte Wand schlug und gleichzeitig sehr geschickt ein monströses Grammophon bediente, das er jede Woche eigens aus seinem Zimmer herunterschleppte.

An diesen freitagnachmittäglichen Tanzveranstaltungen nahmen stets mehr Frauen als Männer teil, so dass viele der alten Damen miteinander tanzen mussten und sich dabei meist nach Art eines tragischen Liebespaars fest aneinanderklammerten – sehr zum Vergnügen von Archie Bogosian, der, während er sich im Walzerschritt durch den Speisesaal drehte, allen rein weiblichen Paaren »Küssen verboten, ihr alten Lesbenschlampen!« zuzischte.

Ich ging nicht jeden Freitag hin und lehnte es auch höflich ab, an den Wettbewerben für Senioren über siebzig teilzunehmen, zu denen uns Mr. Minghella unermüdlich anmeldete, aber auf ihre Art war die Tanzerei durchaus unterhaltsam. Mit Hilfe eines Kissens übte ich die Schritte allein in meinem Zimmer und konnte es, nachdem ich ihrem Nachmittagstee das entsprechende Quantum Wermut hinzugefügt hatte, beim mexikanischen Salsa mit Mrs. Goshen so richtig krachen lassen. Doch als Mrs. Bunshop einzog, gab ich das Tanzen auf und machte nie wieder mit, denn ihr Anblick in der Jazz-Disco-Stunde gehörte, das muss ich sagen, zum Abstoßendsten, was ich jemals gesehen habe.

Und schließlich hatte ich – welcher Abschiedsbrief käme ohne dieses Geständnis aus – auch Sex. Natürlich nicht mit

den Bewohnerinnen (eine grauenhafte Vorstellung!) und vielleicht auch nicht so viel, wie ich mir gewünscht hätte, aber unter den damals gegebenen Umständen habe ich mich, denke ich, recht wacker geschlagen. Besser jedenfalls, als in meinem Alter zu erwarten war.

Mein Geschlechtsleben verlief stets zyklisch, pendelte hin und her zwischen strapaziöser Aktivität und deprimierender Flaute. In meiner Zeit als Filmstar war ich äußerst rege; noch besser lief es, als ich in einer Rockband spielte. In Cambridge klappte es ganz gut, und auch meine Liverpoolsche Zeit, obgleich nicht übermäßig ergiebig, kann sich sehen lassen. Im Kriegsgefangenenlager dagegen hatte ich gar keinen Sex, und auch die vierundzwanzig Jahre in Tripally Hall waren, abgesehen von der Bäckerin, fast gänzlich von Keuschheit geprägt. Da das sehr ungesunde halbe Jahrzehnt vor der Ankunft im Nannybrook vollkommen sexlos verlaufen war, galt es einiges nachzuholen.

Den Anfang machte ich etwa eine Woche nach meinem Eintreffen im Nannybrook mit einer großbusigen irischen Pflegerin namens Madeleine, die eine gestärkte Schwestertracht aus Baumwolle trug und in der linken Wange ein Grübchen hatte.

»Sie sehen ganz schön jung aus für Ihr Alter, Mr. Phoenix«, sagte sie eines Abends, als sie mit einer Tasse Kakao und drei Garibaldi-Keks neben meinem Bett stand. »Ich könnte glatt scharf auf Sie werden.«

»Ist das Ihr Ernst?«, sagte ich und zog verführerisch die Brauen hoch, woraufhin sie rot wie eine Tomate wurde.

»Ich bitte Sie, Mr. Phoenix, was für eine Frage!«

»Ich bin nämlich scharf auf Sie.«

»Aber, heilige Mutter Gottes, ich arbeite doch hier!«

Ich schwieg.

»Ich arbeite hier«, wiederholte sie.

Ich schwieg weiter.

»Das ist völlig ausgeschlossen. Sie sind sechsundsiebzig.«

Ich ließ meine Hand sanft ihren Schenkel hinauf und über die Hüfte gleiten, beugte mich vor und knipste das Licht aus. Als ich endlich dazu kam, meinen Kakao zu trinken, war er bereits ziemlich kalt.

Auf Madeleine folgten Pam, die in der Küche arbeitete, Ms. Crux, die Physiotherapeutin, Cindy, die für den Garten zuständig war, mehrere andere Pflegerinnen und sogar die Schwester des Heimleiters, eine alte Jungfer. Ich vögelte in meinem Zimmer, im Zimmer der jeweiligen Frau, auf den Rückbänken von Autos, in der Parkanlage Putney Heath und einmal sogar auf dem Klo im Erdgeschoss, wonach ich eigens einen passenden Limerick an die Wand kritzelte.

Allhier auf dem Altersheimlokos
Hatt' ich eine Dame im Fokus.
Wo andere kacken,
konnt' ich sie leicht knacken,
und gab ihr zum Schluss noch 'nen Pokuss.

Wie immer genoss ich den Sex auch im Nannybrook sehr und meine Partnerinnen hoffentlich ebenso. (Die altjüngferliche Schwester des Heimleiters hatte ausweislich ihres wiederholten Aufschreis »O Gott, ist das lange her!« offenbar sehr viel Spaß.) Allerdings vermied ich jegliche emotionale Bindung. Denn abgesehen davon, dass ich dergleichen für unnützlich halte, besaß ich weder den Wunsch noch die Fähigkeit, meinen Bettgenossinnen mehr als äußerst flüchtige Zuneigung zu gewähren. Gefühle hatte ich immer nur für Emily.

Dies war, grob zusammengefasst, mein Leben im Nannybrook. Spaziergehen, Lesen, Backgammon, Fernsehen, Stangenbohnen, Tanzen und Sex. Ein bisschen sittenstreng für meinen Geschmack, aber ich war immerhin über achtzig und

machte es wett, indem ich Mrs. Bunshop erledigte. Was selbstverständlich niemand erfuhr – sie dachten alle, ich hätte versucht sie zu retten. Das ist das Witzige am Morden – es öffnet der Fehleinschätzung Tür und Tor.

Im achten Jahr meines Aufenthalts bezog Mrs. Bunshop das Nebenzimmer, und zwar vom Gang aus betrachtet das linke.

Archie Bogosian hatte diesem Zimmer kichernd und mit prophetischem Weitblick den Namen »Die Totenkammer« verpasst, denn es waren darin mehr Leute gestorben als in jedem anderen – allein sechs, während ich im Nannybrook wohnte, zwei davon innerhalb weniger Wochen. »Ein Neuzugang für die Totenkammer!«, verkündete Archie, wann immer das Zimmer bezogen wurde. »Holt schon mal das Balsamierzeug raus!«

Die Zahl der Todesfälle unter meinen direkten Zimmernachbarn war so hoch, das Ableben der Bewohner erfolgte so regelmäßig und häufig, dass ich mich zu fragen begann, ob nicht vielleicht meine bloße Nähe die Leute tötete, ohne dass ich auch nur einen Finger krümmen musste. Nachdem ich Archie meine Gedanken mitgeteilt hatte, forderte er mich auf, so viel Zeit wie möglich in Sichtweite des Heimleiters zu verbringen und meine Killerstrahlen auf ihn zu richten. Zu Archies Enttäuschung blieb der Mann jedoch eisern am Leben, und mein Freund führte das große Sterben schließlich auf den Metallscheinwerfer zurück, der direkt unter dem Fenster der Totenkammer hing.

»Zu viel Elektrizität«, erklärte er. »Verschmutzt die Luft. Ist schlimmer als Strahlung.«

Bei der Ankunft von Mrs. Bunshop hatte die Totenkammer fast einen Monat lang leer gestanden. Der letzte Bewohner war beim Ausführen von Yoga-Übungen in seinem Badezimmer einem Herzinfarkt erlegen. Ich saß gerade unten auf der vor-

deren Veranda, als Mrs. Bunshop in einem winzigen gelben Auto angefahren kam, das, wie ich später erfuhr, von ihrem Sohn Simon gesteuert wurde.

Schon bei ihrem allerersten Anblick entstand in meinem Innern das fortan gültige Bild dieser Frau. Nachdem ihr Sohn die Beifahrertür geöffnet hatte, drehte sie sich auf dem Sitz herum, wobei ihr der Rock bis zur Taille hochrutschte und ihre Beine sich brachial zu mir hin spreizten. Ich hob den Blick und stellte fest, dass sie mich unverblümt ansah, mir direkt in die saphirblauen Augen starrte. Zwinkernd winkte sie mir zu, machte aber nicht die geringsten Anstalten, die Beine zu schließen oder gar aufzustehen, sondern verharrte deutlich länger, als für das Verlassen eines Wagens nötig, ausgestreckt in der Autotür.

»Huhu!«, kreischte sie, fröhlich in meine Richtung nickend.

»Herr im Himmel«, murmelte ich.

Als ich abends auf meinem Bett lag, eine Zigarette rauchte und Limericks für das Klo im Erdgeschoss vor mich hinkritzelte, klopfte es sachte an der Tür.

Da ich glaubte, es wäre Archie, der auf einen nächtlichen Plausch vorbeikäme, oder Bernie Mtembe mit den immer noch nicht gezahlten Backgammon-Schulden oder vielleicht eine Schwester mit einer Tasse Kakao – zwinker, zwinker! –, drückte ich die Zigarette aus, zog den Morgenmantel an und riss die Tür auf. Und da stand Mrs. Bunshop.

»Überraschung!«, schrie sie und streckte mir zwei Plastikbecher sowie eine Flasche Harveys Bristol Cream Sherry entgegen – das von mir mit großem Abstand am wenigsten geliebte Getränk. »Zeit, sich mal kennenzulernen!«

»Ich bin gerade mit Schreiben beschäftigt«, erwiderte ich in der Hoffnung, sie würde die Andeutung verstehen und mich in Ruhe lassen, doch dieses Glück war mir nicht beschieden.

»Sie schreiben!«, rief sie hoch erfreut. »Ich habe auf den ersten Blick gesehen, dass Sie ein Intellektueller sind. Ihre

Augen strahlen eine unglaubliche Klugheit aus. Waren Sie früher Professor?«

»Nein, ganz und gar nicht.«

»Sie sehen aber aus wie einer«, sagte sie glucksend. »Wie ein Genie. Ich bin Ihre neue Nachbarin.«

Sie trug einen dicken Morgenmantel aus Wolle und hochhackige rosa Pantöffelchen. Ihr Mund war mit einer butterartigen Schicht aus knallrotem Lippenstift beschmiert; darüber wucherte ein dichter schwarzer Damenbart. Sie roch nach Lavendelparfüm mit einem Hauch Formaldehyd, und unter den linken Arm hatte sie sich ein bedrohlich großes Fotoalbum aus rotem Leder geklemmt.

»Ich habe Sie bei meiner Ankunft durchs Fenster gesehen«, erklärte sie und hob vielsagend die aufgemalten Augenbrauen. »Sie haben mich angestarrt, als ich aus dem Wagen gestiegen bin.«

Ich wies diese Schilderung vehement zurück und versuchte, Mrs. Bunshop von der Tür wegzubugsieren. Doch sie wollte nichts davon wissen, sondern drängte ungeachtet meiner Einwände ins Zimmer und goss süßen Sherry in die riesigen Becher.

»Prösterchen!«, rief sie, während sie sich auf das Fußende meines Bettes warf. »Runter mit dem Zeug!«

Seufzend nahm ich den Sherry und setzte mich so weit weg von ihr wie nur möglich.

»Und, haben Sie sich schon eingelebt?«, fragte ich um ein bisschen Small Talk bemüht.

»Na, und ob! Ich fühle mich sehr, sehr wohl hier, auch wenn ich natürlich lieber zu Hause geblieben wäre. Aber er wollte mich ja loswerden, damit ich die griechischen Jungs nicht mitkriege. Mit denen treibt er es nämlich.«

»Wer?«

»Na, Simon, mein Sohn. Fährt mich hierher und behauptet,

er würde mir einen Riesengefallen tun, dabei will er mich nur loswerden, damit ich die Griechen nicht sehe. Seit Ted gestorben ist, bringt er die immer mit nach Hause. Ted hätte keine Griechen in seinem Haus geduldet. Ted hätte überhaupt keine Ausländer in seinem Haus geduldet.«

»Verstehe.«

»Ich habe sie durchs Schlüsselloch beobachtet. Grauenhaft. Dabei haben wir ihm eine so gute Erziehung angedeihen lassen. Er hat sogar einmal den Eierlauf in der Schule gewonnen.«

Sie kippte ihren Sherry und schenkte sich nach.

»Trinken Sie aus.« Sie deutete auf meinen unberührten Becher. »Meinetwegen brauchen Sie sich nicht zurückzuhalten. Übrigens – ich heiße Ethel. Ethel Bunshop, geborene Boocock.«

»Phoenix«, sagte ich. »Raphael Phoenix.«

Sie brüllte vor Lachen.

»Phoenix! Phoenix! Was ist das denn? Ist das nicht irgend so ein Vogel? Ein Vogel, der brennt?«

»Ja, so könnte man sagen.«

»Dann hoffe ich bloß, Sie fangen nicht Feuer, während ich hier bin!«

»Ich werde alles tun, um das zu verhindern.«

»Vierundsiebzig und noch immer die eigenen Zähne«, verkündete sie voller Stolz. »Wird Simon in dem Alter nicht von sich behaupten können, so wie er mit den Griechen zur Sache geht!«

Sie trank den zweiten Becher Sherry in einem Zug leer und rülpste.

»Ihre Heizungsrohre sind ganz schön laut.« Sie wischte sich über den Mund und verschmierte den knallroten Lippenstift bis zum Ohr. »Sie sind ein wirklich attraktiver Mann. Attraktiv und intelligent. Sie haben bestimmt Schlag bei den Frauen.

Heimliche Treffen spätnachts. Heißes Gefummel in engen Schränken. Da drüben steht ja schon einer.«

»Ich führe ein sehr ruhiges Leben«, versicherte ich ihr. »Ein ausgesprochen ruhiges Leben.«

»Verheiratet?«

»Nein, war ich nie.«

»Ein Jungeselle! Da hoffe ich aber sehr, dass Sie mich nicht vergewaltigen.«

»Nichts läge mir ferner«, erklärte ich mit Nachdruck.

»Ach so.« Sie wirkte ziemlich enttäuscht und begann schweigend mit den Füßen auf den Boden zu klopfen. Schließlich genehmigte sie sich den dritten Sherry.

»Ich hätte nie gedacht, dass es einmal so enden würde«, sagte sie nach einer Weile und seufzte. »In einem Altersheim. Mit so was rechnet doch keiner. Erst hat man große Hoffnungen, große Träume, und dann, dann verfliegen die Träume ...«

Sie klang so verzweifelt und wirkte plötzlich so armselig und verschrumpelt, dass sich in mir unwillkürlich ein wenig Mitleid mit der alten Schachtel regte. Ich nippte, um freundlich zu wirken, an meinem Sherry und erzählte ihr, nachdem ich mir ein aufheiterndes Lächeln ins Gesicht gezwungen hatte, dass das Nannybrook gar nicht so übel sei und sich alles zum Guten wenden werde. Dabei übertrieb ich offenbar etwas, denn anstatt sich meiner Absicht gemäß nur innerlich etwas aufzurichten, schnellte sie vom Bett hoch, wobei sie eine für ihr Alter beträchtliche Spannkraft an den Tag legte, und schloss mich in die Arme (gelangte dabei allerdings nur bis in Hüfthöhe und presste mir den rotlippigen Mund folglich in die Nabelgegend).

»Danke!«, rief sie. »Vielen, vielen Dank! Sie haben alle meine Sorgen vertrieben. Wir stehen das gemeinsam durch!«

Ich versuchte mich loszueisen, doch sie klammerte sich an mich wie ein Koala an einen Baumstamm.

»Ja, ja«, flüsterte sie, »wir stehen das gemeinsam durch. Ich trinke jetzt noch einen Sherry, und dann sehen wir uns die Fotos an. Ich bin nämlich erst achtundfünfzig, wissen Sie.«

Sie blieb drei Stunden, trank die Flasche Bristol Cream leer, rauchte achtzehn von meinen Zigaretten (»Nur noch eine, damit Sie ein bisschen Gesellschaft haben!«) und führte mich mit zermürender Langsamkeit durch die ersten Seiten des monströsen roten Lederalbums (»Neun Tanten, und alle außer einer mit einem Pfarrer verheiratet!«). Erst als die Standuhr draußen auf dem Gang eins schlug, klappte sie die Schwarte widerwillig zu und trottete Richtung Tür.

»Ich sollte längst im Bett sein – wir müssen das ein andermal zu Ende führen«, gurrte sie, während ihre Wurstfinger am Albumrücken entlangstrichen. »Sie unartiger Junge!«

»Tut mir leid«, gab ich barsch zurück, öffnete die Tür und schob sie in den Gang hinaus. »Kommt bestimmt nicht wieder vor.«

»Aber ich bitte Sie! Es ist so schön, mit jemandem zu reden, mit jemandem« – sie beugte sich zu mir herüber und ergriff meine Hand – »in Kontakt zu treten. Gute Nacht, lieber Mr. Phoenix.«

Sie zwinkerte mir bedeutungsvoll zu und torkelte von dannen.

Im Laufe der folgenden Wochen und Monate wurde Ethel Bunshop, geborene Boocock, zum Fluch meines Daseins. Ich hatte nicht für möglich gehalten, dass einem ein einzelner Mensch so auf die Nerven gehen, einem das Leben derart zur Qual machen könnte. Aber sie schaffte es. Und wie sie es schaffte. Eine grässliche Frau.

Jeden Morgen um acht lauerte sie mir unweigerlich wie ein böser Geist im Gang auf und begleitete mich zum Frühstück. Um ihr zu entkommen, verließ ich mein Zimmer immer frü-

her, doch sie erwischte mich jedes Mal. Selbst als ich mich einmal um halb sechs hinausschlich, war sie schon da, lehnte an der Wandtäfelung wie eine runzlige Kurtisane.

»Schlafen Sie eigentlich hier draußen, Mrs. Bunshop?«, fragte ich sie wütend.

»Ich dachte, ich hätte etwas gehört, und wollte mal nachsehen«, erklärte sie.

»Nun, hier ist nichts. Sie können sich getrost wieder schlafen legen.«

»Ach, jetzt bin ich sowieso wach. Ich könnte mit Ihnen nach unten gehen.«

»Ich gehe nicht nach unten«, log ich.

»Wohin denn dann?«

»Nirgendwohin. Zurück in mein Zimmer.«

»Und warum sind Sie hinausgegangen?«

»Ich bin hinausgegangen, um wieder hineingehen zu können, Mrs. Bunshop. Um im Gang zu stehen und das unschätzbare Vergnügen zu genießen, die Schwelle zu überschreiten und die Tür hinter mir zuzuknallen.« Was ich auch mit viel Schwung und laut knurrend tat.

»Habe ich etwas Falsches gesagt?«, fragte eine besorgte Stimme vor der Tür.

»Nein!«, brüllte ich. »Sie haben nichts Falsches gesagt!« Ich legte mich wieder ins Bett und fiel in unruhigen Schlaf, bis ich Punkt acht von einem leisen Klopfen und dem Ruf »Frühstück, Mr. Phoenix. Croissants mit Orangenmarmelade, wie zwei Verliebte auf den Champs-Élysées!« erwachte.

»So ein Schwachsinn«, murmelte ich.

Abends war es nicht weniger schlimm, nur dass ich dann, statt wie morgens das Hinausgehen zu fürchten, Angst vor dem Hineingehen hatte. Wieder stand sie unweigerlich da, wartete, drückte sich herum, lauerte im Gang wie eine hässliche, hutzlige Wespe, jederzeit bereit, sich mit den nächsten

Seiten ihres Fotoalbums und einer neuen Flasche widerlichem süßem Sherry über mich herzumachen.

»Welch schöner Zufall, Mr. Phoenix«, sagte sie, sobald ich den oberen Treppenabsatz erreicht hatte, und tat so unschuldig und überrascht, als hätte sie mich noch nie abgepasst, als wäre das Ganze tatsächlich ein außerordentlicher Zufall. »Ich habe gerade ein bisschen staubgewischt, aber wenn Sie nun schon mal hier sind, könnten wir doch ein Glas Sherry trinken.«

»Nein danke, Mrs. Bunshop, ich bin sehr müde.«

»Sherry hilft beim Einschlafen. Immerhin ist es ein Harveys – der wirkt besser als Mogadon.«

»Ich möchte nicht«, entgegnete ich, mit gezücktem Schlüssel langsam auf die Zimmertür zusteuernd. »Sehr freundlich, aber ich war den ganzen Tag unterwegs und habe Lust auf ein schönes ausgiebiges Bad. Wenn Sie jetzt also gestatten ...« Unterdessen steckte ich verstoßen den Schlüssel ins Schloss, öffnete die Tür und setzte zu einem blitzschnellen Sprung ins Zimmer an. Doch das Luder war schneller. Ich hatte es halbwegs hineingeschafft und wollte hastig die Tür schließen, da rammte sie das verfluchte Fotoalbum wie einen riesigen ledernen Türstopper in den Spalt.

»Jedes Jahr Frinton!«, rief sie. »Seaview Hotel, Zimmer fünf. Jedes Jahr! Meine Mutter, mein Vater, Tante Dotty und ich. Hier irgendwo müssen die Fotos sein.«

Und damit saß ich in der Falle. Sie auf der einen Seite der Tür, ich auf der anderen, und das Fotoalbum dazwischen. Gefangen in Frinton wie eine Fliege im Spinnennetz.

Ich ging nun jeden Tag später ins Bett und stand morgens immer früher auf. Noch lange nachdem das Licht gelöscht war, saß ich in der Bibliothek, bis ich mich irgendwann auf Zehenspitzen und mit angehaltenem Atem, jeden Schritt vorsichtig setzend, in der Stille des frühen Morgens zu meinem Bett hin-

aufschlich, immer in der Hoffnung, sie möge schlafen, damit ich wohlbehalten und genüsslich unter die Decke schlüpfen könnte, ohne auch nur ein Wort über Frinton oder Tante Doty, über Simon und sein nächtliches Treiben mit levantinischen Bodybuildern gehört zu haben. Aber sie fing mich trotzdem ab. Stürzte mit dem Ausruf »Kann ich Sie kurz etwas fragen, Mr. Phoenix ...« aus ihrem Zimmer und verwickelte mich in ein wirres Gespräch, aus dem ich erschöpft und benommen hervorging. Sie muss Ohren wie eine Fledermaus gehabt haben.

Und selbst wenn ich sie endlich losgeworden war, sie mit einem Stoß in ihr Zimmer verfrachtet hatte, ging die Quälerei weiter. Denn nachdem ich das Licht ausgeknipst, mich mit dem Foto in der Hand in meinem Bett eingerollt hatte und tief atmend Ruhe zu finden begann, setzten die Geräusche ein.

Keine lauten Geräusche. Kein Klopfen oder Klirren oder Geschrei. Kein Lärm, über den man sich hätte schriftlich beschweren und den Brief unten in den Kummerkasten hätte werfen können. Nein, es waren lautlose, verstohlene Geräusche, wie wenn Nagetiere über den Speicherboden huschen. Wenn ich wohligh in den Schlaf hinüberglitt, ertönte auf der anderen Wandseite ein leises Kratzen. Ich lauschte, es verschwand. Ich schloss erneut die Augen – und schon machte es wieder kratz, kratz, kratz. Entnervt stand ich auf und presste ein Ohr an die Wand. Stille. Eine Minute. Zwei Minuten. Ich ging wieder ins Bett, und sofort kam es zurück: kratz, kratz, kratz. Es konnte aber auch ein Stöhnen sein wie von einem Menschen, der schlecht träumt, oder ein furchterregendes Grunzen oder eine endlose Folge von Seufzern und gelegentlich ein ohrenbetäubender Furz – bis ich es nicht mehr ertrug, aus dem Bett sprang und wutentbrannt gegen die Wand hämmerte.

»Gib endlich Ruhe, du Hexe! Hör endlich auf damit!«

Woraufhin ein Weilchen köstliche Stille herrschte, bis es schließlich leise an der Tür klopfte.

»Geht es Ihnen nicht gut, Mr. Phoenix? Brauchen Sie medizinische Hilfe?«

Ich begann auf dem Boden in Archie Bogosians Zimmer zu schlafen, in einem Sessel im Gewächshaus, einmal in einer heißen Nacht sogar draußen im Garten, den Kopf auf ein Stück Grassode gebettet. Ich fragte beim Heimleiter an, ob ich in einen anderen Gebäudetrakt ziehen könne, doch wie es das Schicksal wollte, erfreuten sich gerade, was äußerst selten vorkam, alle Bewohner des Nannybrook bester Gesundheit, und keiner machte auch nur die geringsten Anstalten, den Löffel abzugeben und sein Zimmer zu räumen.

Eine Zeitlang tröstete ich mich mit Sex.

»Wenigstens kann sie mich nicht vom Vögeln abhalten«, sagte ich mir eines Abends kichernd, während ich nach einem verstohlenen Rendezvous im Mondenschein (auf den fauligen Äpfeln unter den Obstbäumen des Nannybrook) die Treppe hinaufging. »Das kann die schleimige alte Kröte mir jedenfalls nicht verderben.«

Doch ich hatte mich zu früh gefreut, denn zwei Wochen später erwischte sie mich, als ich es Schwester Butcher auf der Rückbank von deren Hillman Hunter besorgte.

»Entschuldigung«, rief sie, höflich an die beschlagene Scheibe pochend, »tanken Sie eigentlich bleifrei?«

Nach diesem Vorfall brachte ich keine Erektion mehr zustande, ohne dass sich das Bild der grässlichen Nachbarin vor mein geistiges Auge schob, und zu guter Letzt tat ich mir den Gefallen, gar keine Erektion mehr zu haben. Mein Geschlechtsleben verkümmerte wie eine Blume in der Wüste.

So blieben meine täglichen Wanderungen das einzige Mittel, ihr zu entkommen. Sie hatte eine schlimme Hüfte und konnte, obwohl sie es immer wieder versuchte, bei meinem Tempo nicht mithalten. Ich schlang mein Frühstückscroissant mit Orangenmarmelade hinunter und lief, dicht gefolgt von

der alten Schrulle, zur Auffahrt hinaus. »Mr. Phoenix!«, schrie sie jammernd, »Mr. Phoenix – ich muss dringend etwas mit Ihnen besprechen. So warten Sie doch!« Ich tat, als hätte ich nichts gehört, und stürmte durchs Tor in die Freiheit, während sie in erbarmungswürdigem Abstand hinter mir herhumpelte. »Bitte, Mr. Phoenix, Sie gehen zu schnell. Meine Hüfte tut weh!«

Dann sprang ich in einen Bus der Linie 14 Richtung Stadtmitte, mischte mich unter die drängelnden Fahrgäste, genoss den Lärm und die grenzenlose Anonymität und erfreute mich an der Nichtanwesenheit von Mrs. Bunshop und ihrer beschissenen allgegenwärtigen Flasche Harveys Bristol Cream.

Mit der Zeit wurden jedoch sogar meine Ausflüge von den Gedanken an sie getrübt. Ich schlenderte beispielsweise durch das British Museum, und plötzlich fiel mir siedend heiß ein, dass ich ja irgendwann wieder zurückgehen musste. Zurück ins Nannybrook, wo sie mitsamt ihrer Hüfte, ihren Lippen, einfach allem, wie eine eklige Giftspinne auf mich wartete.

»Bunshop, du Miststück!«, murmelte ich ächzend, ließ mich auf eine Bank unter den Elgin Marbles fallen und stützte den Kopf in die Hände. »Du elendes, elendes Miststück!«

Mit dem Rudern auf The Serpentine machte ich Schluss, weil ich mir ständig einbildete, sie würde wie ein heimtückischer Kalmar in der Tiefe unter mir lauern, und bei dieser Vorstellung jedes Mal die Ruder losließ und vor Schreck fast kenterte. Ich ging auch nicht mehr mit Archie in Pornokinos, so groß war meine – zugegebenermaßen irrationale – Angst, sie könnte plötzlich auf der Leinwand erscheinen. Ich vermied es sogar, mein Elternhaus White Lodge zu besuchen, nachdem einmal eine alte Frau von Mrs. Bunshops Größe und Statur, das Gesicht halb von einem karierten Kopftuch verdeckt, dort in der Nähe Eichhörnchen gefüttert hatte. Allein der Gedanke an Mrs. Bunshop konnte den strahlendsten Tag verdüstern.

Trotz alledem hatte ich nie vor, die alte Schabracke zu töten. Ich hasste sie, fürchtete sie, verbrachte unverhältnismäßig viel Zeit damit, sie zu verfluchen, doch sie in Brand zu stecken war niemals meine ausdrückliche Absicht gewesen. Es passierte eben. Als sie in Flammen aufging, war niemand überraschter als ich. Außer Mrs. Bunshop natürlich, denn die war sehr überrascht.

Der Sommertag im Jahr 1985, an dem ich Mrs. Bunshop ermordete, unterschied sich in nichts von jedem anderen Tag. Ich stand nach schlafloser Nacht um halb sieben auf und schlich mich in den Gang hinaus, wo sie selbstverständlich bereits wie ein unheimliches, böses Wesen lauerte. Ich stieß einen leisen Fluch aus und beschloss, nicht erst aufs Frühstück zu warten, sondern sofort mit dem Bus in die Stadt zu fahren.

»Mr. Phoenix!«, kreischte sie, während sie mir auf der Treppe folgte. »Lieber Mr. Phoenix, dürfte ich Sie in einer dringenden Angelegenheit um Rat bitten?«

»Nein, dürfen Sie nicht!«, blaffte ich sie an und nahm immer zwei Stufen auf einmal. »Lassen Sie mich in Ruhe.«

»Ich kenne Ihr Spielchen«, flötete sie, während sie arthritisch hinter mir herhinkte. »Sie machen einen auf schwer zu kriegen, Sie unartiger Junge!«

Am Fuß der Treppe drehte ich mich um, schrie: »Verpissen Sie sich, Mrs. Bunshop!«, lief durch den Gang, öffnete die riesige rote Eingangstür und stürmte die Auffahrt hinunter.

»Sie kommen wieder!«, rief sie mir nach. »Sie können gar nicht anders.«

Den restlichen Tag verbrachte ich trübselig auf einer Bank an der Themse. Erst als es dunkel wurde, machte ich mich auf den Weg zum Leicester Square und besuchte ein Kino. Die Vorstellung endete um elf. Danach spazierte ich noch etwa eine Stunde durch die Gegend, mischte mich unter die Nacht-

schwärmer und fuhr schließlich mit dem Bus nach Putney zurück. Gegen ein Uhr nachts betrat ich das Nannybrook House.

In der Küche nahm ich mir ein paar Garibaldi-Kekse und ein Glas Milch. Dann schlich ich mich auf leisen Sohlen und gegen die unvermeidliche Bunshop-Attacke gewappnet die Treppe hoch. Der Aufstieg in den ersten Stock vollzog sich ohne Zwischenfälle, der in den zweiten ebenfalls; ich gelangte zu meinem Zimmer, und ehe ich mich versah, stand ich drinnen und hatte die Tür geschlossen, von meiner grauenvollen Nachbarin jedoch nicht das Geringste bemerkt. Zum ersten Mal seit einem Jahr war ich ohne den kleinsten Hauch von Harveys Bristol Cream in der Nase sicher nach Hause gekommen.

»Vielleicht ist sie früh schlafen gegangen«, sagte ich mir. »Oder sie ist gestorben. O Gott, wenn sie doch nur gestorben ist!«

Ich versteckte die Tablette und das Foto im Schrank, machte es mir im Bett bequem und wartete auf die ersten nächtlichen Geräusche. Auf das Geseufze und Gekratze, auf das Geschnarche und Gerülipse. Doch es kam nichts. Kein Mucks war zu hören. Alles war still. Bedrohlich still.

»Da ist etwas im Busch«, knurrte ich vor mich hin. »Die widerliche alte Vettel hat irgendetwas vor, das spüre ich.«

Ich blieb etwa eine halbe Stunde liegen, rauchte eine nach der anderen und wartete nervös darauf, dass Mrs. Bunshop den von ihr ersonnenen Plan endlich verwirklichte. Als aber nach dreißig Minuten immer noch Stille herrschte, stand ich auf, zog meinen Morgenmantel an und öffnete die Zimmertür.

Außer dem dröhnenden Schnarchen der alten Mrs. Hibbert vier Zimmer weiter war nichts zu hören.

»Hallo?«, flüsterte ich und spähte ins Halbdunkel.

Keine Reaktion.

»Hallo?«

Stille.

Ich beugte mich in den miefigen Gang hinein und blickte nach rechts und nach links. Nichts rührte sich.

»Vielleicht ist sie wirklich gestorben«, sagte ich und wagte kaum zu glauben, dass es so unvermutet zu einer derart glücklichen Fügung hatte kommen können. »Oder sie wurde verlegt. Vielleicht ist der Alptraum jetzt wirklich vorbei!«

Neuen Mut schöpfend, rief ich leise: »Ethel Bunshop, sind Sie da?«

Auch jetzt erfolgte keinerlei Reaktion, und außer der schnarrenden Mrs. Hibbert war nach wie vor nichts zu hören. Überzeugt, dass ihr tatsächlich etwas passiert war, trat ich in den Gang und vor ihr Zimmer, dessen Tür zu meinem nicht geringen Erstaunen nur angelehnt war. Mit klopfendem Herzen drückte ich mich an die Wand und lugte durch den Spalt.

Er war nur etwa fünfzehn Zentimeter breit, ich sah nicht viel. Das Zimmer war in fahles, gespenstisch leuchtendes Licht gehüllt, das wahrscheinlich von einem Fernsehgerät mit abgedrehtem Ton kam, in dessen flackerndem Schimmer ich die Bettkante sowie an der Wand ein Paar vorne mit einem Reißverschluss versehene Pelzstiefel sah. Alles war still.

Nachdem ich einige Minuten vor der Tür ausgeharrt hatte, stieß ich, fast nicht zu atmen wagend, die Tür ein Stück weiter auf. Nun sah ich den Bildschirm – es lief ein Schwarzweißfilm – und, aufgeschlagen auf dem Sessel daneben, als hätte man es eilig aus der Hand gelegt, das gefürchtete Fotoalbum.

»Mrs. Bunshop?«, flüsterte ich. »Mrs. Bunshop?«

Wieder keine Antwort. Ich gab der Tür einen Schubs und trat ein.

»Hallo, hallo!«, sagte ich mit leicht erhobener Stimme, denn meine Zuversicht, die alte Kröte losgeworden zu sein, wuchs zusehends.

Schweigen.

Nun beschleunigte ich meinen Schritt in der Erwartung, ja Gewissheit, dass sie auf der anderen Seite des Bettes zusammengebrochen war. Doch in meinem Eifer, diese Gewissheit bestätigt zu sehen, und wegen des Halbdunkels stieß ich gegen die Armlehne des Sessels und mit den Beinen an das spitze Eck des geöffneten Albums. Einige Sekunden lang schwankte die Schwarte gefährlich und fiel schließlich krachend zu Boden. Der Lederrücken löste sich von den Seiten, und auf den ganzen Teppich regnete es eselsohrige Schwarzweißfotos.

Obwohl ich so viele Stunden lang von Mrs. Bunshop mit dem Album traktiert worden war, hatte ich seinem Inhalt nie große Aufmerksamkeit geschenkt. Während sie von den Ferien am Meer und ihren unzähligen Tanten gefaselt hatte, waren meine Gedanken abgeschweift, und trotz des unaufhörlichen Stroms von Fotos, die sie mir gnadenlos unter die Nase hielt, hatte ich die Details ihres Stammbaums beharrlich ignoriert. Als ich mich nun bückte, um die Aufnahmen hastig in das zerfetzte Album zurückzustecken, traf mich schlagartig eine Art Déjà-vu, das mir das Herz stocken ließ.

Da war sie und blickte zu mir hoch. Auf dem Foto in meiner Hand stand sie neben der dicklichen, etwa fünfjährigen, leicht irre in die Kamera grinsenden und einen spitzenbesetzten Sonnenschirm umklammernden Ethel. Trotz des spärlichen, flackernden Bildschirmlichts und der Unschärfe des alten Fotos erkannte ich ihr vorspringendes Kinn und den unförmigen Leib klar und deutlich. Langsam drehte ich das Bild um und fand auf der Rückseite in Ethels kindlicher Handschrift bestätigt, was ich längst wusste: »Mit Tante Dotty, Frinton, Ostern 1907.«

Mochte sie für Ethel Bunshop eine geliebte Tante gewesen sein – ich werde in ihr immer nur die verhasste Miss Dorothy Wasply sehen.

»Ich wusste, Sie lassen mich nicht im Stich, Mr. Phoenix«,

hörte ich plötzlich jemanden sagen und war augenblicklich wieder in der Gegenwart. »Ich wusste, dass Sie zurückkommen würden.«

Ethel Bunshop war zu diesem Zeitpunkt noch quicklebendig. Sie stand links von mir am offenen Fenster, in ein Rüschnachthemd gehüllt, das im zuckenden Licht des Fernsehgeräts silbrig leuchtete. Sie roch stark nach Sherry und Lavendelwasser und kehrte mir, den Blick zu den Sternen gehoben, den Rücken zu.

»Sie konnten gar nicht anders, stimmt's?«, sagte sie in verführerischem Ton. »Ja, so manches Verlangen ist einfach unwiderstehlich.«

Ich weiß nicht, ob das Foto den Anstoß gab oder der Hinweis auf das unwiderstehliche Verlangen, jedenfalls ergriff mich plötzlich der überwältigende Drang, etwas zu unternehmen. Ohne recht zu wissen, was ich tat, taumelte ich auf sie zu, packte sie an ihren welken Knöcheln und kippte sie wie ein Gärtner, der die Kompostschubkarre leert, zum offenen Fenster hinaus. Einfach so. Ohne groß nachzudenken. Ohne weitere Umstände. Ohne jede Vorausplanung. Packen, kippen, fertig. Ganz kurz sah ich noch ihre runzligen Schenkel, dann war sie weg. Den Aufschlag hörte ich nicht, aber es waren immerhin fast zehn Meter.

»Die wäre ich los!«, schnaubte ich. »Vielleicht kann ich jetzt endlich ruhig schlafen.«

Eine Weile blieb ich unweit des Fensters stehen und atmete tief durch. Ich war beschwingt, aber auch erstaunt und ein wenig beunruhigt über meine Tat. Schließlich lehnte ich mich hinaus, um ihre zerschmetterte Leiche zu betrachten. Der Anblick, der sich mir bot, war wahrlich verblüffend.

Etwa einen Meter unterhalb des Fensters hing an der Außenwand des Gebäudes ein großer Scheinwerfer. Sein Strahl war auf die Blumenbeete gerichtet und illuminierte, sobald es dunkel wurde, die Rosen; außerdem sollte er »unerwünschte

Personen« davon abhalten, auf dem Gelände des Nannybrook herumzuschleichen. Dieser Scheinwerfer war Archie Bogosian zufolge der Grund für die zahlreichen Todesfälle im darüberliegenden Zimmer. »Zu viel Elektrizität. Verschmutzt die Luft. Ist schlimmer als Strahlung.«

In dieser Nacht jedoch hatte das Ding offenbar ein Leben gerettet, statt eines zu fordern, denn an dem angerosteten Gehäuse hing, mit dem Kopf nach unten, Mrs. Bunshop, gehalten nur von ihrem Nachthemd, das sich an einer der spitzen Ecken verfangen hatte. Falter und andere Nachtinsekten umflatterten ihr Gesicht, während sie, die Bewegungen der Tiere auf bizarre Weise imitierend, mit den Armen ruderte, wie um sie abzuwehren.

»Sie haben mich aus dem Fenster geworfen, Mr. Phoenix«, quiekte sie. »Ich habe ganz genau gespürt, dass Sie mich aus dem Fenster geworfen haben.«

Ich fuhr zurück und sah mich verzweifelt um. In einer Ecke lag ihr Gehstock, aus Holz und mit einem Gummipuffer am unteren Ende. Ich lief hin, packte ihn, raste wieder zum Fenster und versuchte das Monster von der rettenden Lampe wegzustoßen. Stocher, stocher, stocher.

»Ahh«, stöhnte sie. »Ahh!«

Einen Moment lang glaubte ich sie erwischt zu haben, denn sie rutschte ein Stück nach unten; dann aber bekam sie mit der beängstigenden Geschicklichkeit eines Zirkusakrobaten den Stock mit beiden Händen zu fassen und begann sich daran hochzuziehen, auf mich zu.

»Stirb, Weib!«, fauchte ich und ruckelte mit dem Stock, so heftig ich konnte. Doch ich schaffte es nicht, sie abzuschütteln. Mit einer Kraft, die ich ihr angesichts ihres Alters nie zugetraut hätte, arbeitete sie sich aus der ursprünglichen Position – mit dem Kopf nach unten – heraus, bis sie schließlich rittlings auf dem Scheinwerfer saß, dessen Lichtstrahl ihr Nachthemd

durchdrang und sie wie einen verschrumpelten Halloween-Kürbis zum Leuchten brachte. Ein merkwürdig scharfer Geruch nach verbranntem Heu stieg mir in die Nase.

»Wollen Sie mich umbringen, Mr. Phoenix?«, schrie sie theatralisch, erwischte meine Arme und umklammerte sie mit einer Art Zangengriff.

»Und wie ich Sie umbringen will!«, erwiderte ich. Allerdings waren meine Handlungsmöglichkeiten sehr begrenzt, denn ich hing über der Fensterbank, während sie wie eine Klette an mir klebte und, ebenso langsam wie zuvor an dem Gehstock, nun einem Affen gleich an mir hochzukraxeln begann, bis sie meine Schultern umfasste. Ihr Gesicht erschien vor mir, und zu meiner großen Verwunderung rammte sie mir unverzüglich den Kopf in die Nase. Ich richtete mich auf, und dann klirrte Glas, denn Mrs. Bunshops Füße durchbrachen krachend den Scheinwerfer. Gleichzeitig stiegen von ihrem Nachthemd, dessen Saum nun die Leuchte berührte, dicke Rauchkräusel auf.

»Ich habe schon immer gewusst, dass Sie ein ganz übler Mensch sind!«, zischte sie.

Nachdem sie mir einen weiteren, diesmal noch kräftigeren Stoß mit dem Kopf verpasst hatte, torkelte ich, sie mit mir ziehend, nach hinten ins Zimmer. Ihre Beine waren um meine Körpermitte geschlungen, ihre Arme um meinen Hals. Vom Saum des Nachthemds her qualmte es heftig, und in dem Moment, als ich gegen die Wand stieß, begann der Stoff zu brennen. Höllische Schatten durchtanzten den Raum. Mrs. Bunshop stieß einen gellenden Schrei aus, ein süßlicher Hauch von gekochtem Huhn zog durchs Zimmer, und schließlich explodierte ihr Nachthemd. *Wusch* – wie eine Silvesterrakete. Überall Flammen.

Ich versuchte sie fallen zu lassen, doch sie wusste es zu verhindern.

»Wie ein Liebespaar auf den Champs-Élysées!«, rief sie und

umklammerte mich noch fester, die Arme wie Schraubzwingen um meinen Hals und die Beine um meine Hüften gelegt. Ich wand und schüttelte mich, sie ließ nicht locker. Die Flammen loderten mir ins Gesicht, mein Haar fing Feuer, mein Morgenmantel geriet in Brand, ich brüllte wie am Spieß. Der Schmerz war unbeschreiblich. In glühend heiße Flammen und beißenden Rauch gehüllt raste ich, Mrs. Bunshop vor der Brust, durchs Zimmer, stieß ans Mobiliar, prallte gegen die Wände, bis ich schließlich nicht mehr konnte und auf dem Boden zusammenbrach.

So wurden wir offenbar gefunden, und zwar ausgerechnet von der alten Mrs. Hibbert, die eine Bettdecke auf uns warf, um die Flammen zu ersticken. Mrs. Bunshop war tot. Verkohlt wie ein auf dem Grill vergessener Maiskolben. Ich hatte überlebt, wenn auch knapp. Im Krankenwagen kam ich kurz zu Bewusstsein, alles danach habe ich komplett vergessen.

Im Krankenhaus erhielt ich Besuch von Emily.

Seit dem Tag neun Jahre zuvor, an dem sie mich aus der Gosse geholt und im Nannybrook abgeliefert hatte, war sie nicht mehr in Erscheinung getreten. Die Altersheimkosten waren halbjährlich per Postauftrag und ohne weitere Angaben bezahlt worden, und irgendwoher hatte ich obendrein ein kleines Taschengeld erhalten, das mir zusammen mit meiner Rente sowie nicht unerheblichen Backgammon-Gewinnen ein mehr als komfortables Dasein ermöglichte. Von Emily selbst aber keine Spur.

Und plötzlich stand sie mit einem Strauß Narzissen und einer riesigen Traube kernloser südafrikanischer Weinbeeren neben meinem Bett. Die konnte ich aber nicht essen, weil mein Gesicht bandagiert war. Typisch Emily.

»Hallo Raphael«, sagte sie, setzte sich und nahm meine (bandagierte) Hand. »Wie geht es dir?«

»Hrmpf«, lallte ich unter dem Verband hervor. »Hrmpf.«

»Nicht sprechen, Raphael! Das ist nicht gut für dich, sagt der Arzt. Bleib einfach liegen und überlass mir das Reden.«

Ich stieß ein zustimmendes »Hrmpf« hervor und betrachtete sie voller Bewunderung mit meinem rechten Auge, dem einzigen Teil meiner Anatomie, den zu verbinden die Pflegekräfte nicht für nötig erachtet hatten. »Hrmpf, hrmpf, hrmpf!«

Mit ihrem glänzenden blonden Haar und ihren smaragdgrün leuchtenden Augen sah mein Liebling jung und frisch und lebendig aus wie eh und je – was seltsam anmutete, war sie doch genau wie ich bereits weit in den Achtzigern.

Von den vielen Merkwürdigkeiten, die Emily an sich hat, ist ihre geheimnisvolle Alterslosigkeit nicht die geringste. Seit unseren Kindertagen hatte sie sich kaum verändert und sah mit mehr als achtzig Jahren genauso aus wie in der Zeit zwischen zwanzig und dreißig, als sie wiederum noch einem kleinen Kind geähnelt hatte. Das hohe Alter – überhaupt jedes Alter – hat offenbar einen großen Bogen um sie gemacht.

Erklären kann ich das nicht, aber ich habe oft überlegt, ob sie nicht vielleicht doch gealtert ist, ich mich aber stets gewei-gert habe, diese Tatsache zu akzeptieren. Ob ihre Jugendlichkeit nicht gewissermaßen allein im Auge des Betrachters liegt. Allerdings halte ich das für nicht sehr wahrscheinlich, und die Art und Weise, wie einer der jüngeren Ärzte sie ansah, wenn er zum Blutdruckmessen hereinkam – was er während ihres Besuchs achtmal tat –, bestätigt mich in meiner Annahme, nicht der Einzige zu sein, der ihre außergewöhnliche und außergewöhnlich langlebige Schönheit zu erkennen vermag.

Wo auch immer die Wahrheit liegen mag – ich jedenfalls lag in meinem Krankenhausbett, den Blick zu Emilys betörend blassem Antlitz erhoben, zu ihren wie immer von einem sanften Lächeln umspielten Lippen, und wünschte, meine Verbän-

de säßen etwas lockerer, damit ich mich aufrichten und sie umarmen könnte.

»Hrmpf, hrmpf«, nuschelte ich, bemüht, meiner großen Freude über ihr Erscheinen Ausdruck zu verleihen und ihr mitzuteilen, wie sehr ich sie in den zurückliegenden neun Jahren vermisst hatte.

»Du sollst doch nicht sprechen, Raphael! Das ist eine ärztliche Anweisung – nicht wahr?«, sagte sie, Letzteres an den jungen Arzt gerichtet, der eben wieder mit dem Blutdruckmessgerät erschienen war.

»Sehr richtig«, stammelte der Mann und pumppte, dass es weh tat. »Sehr richtig.«

Sie blieb etwa zwei Stunden, aß die Hälfte der Weintrauben und schwatzte wie ein Kind über lauter nicht besonders wichtige Dinge. Mir war es recht. Ich fand es schön, nach all den Jahren wieder mit ihr zusammen zu sein. Meine Beziehung zu Emily hatte von Anfang an eine Tiefe, die nicht in Sprache zu fassen ist. Worte sind für uns nichts weiter als Boote auf einem unvorstellbar tiefen Meer.

Mit *einer* interessanten Information konnte sie allerdings aufwarten, nämlich mit der Nachricht, dass ich nicht etwa des Mordes an Mrs. Bunshop verdächtigt, sondern im Gegenteil als Held gepriesen wurde, der sie anscheinend zu retten versucht hatte. Nach ausgiebigen Ermittlungen hatte die Polizei wie in einem solchen Fall nicht anders zu erwarten die völlig falschen Schlüsse gezogen. Im Abschlussbericht des Gerichtsmediziners hieß es, Mrs. Bunshop sei aus Gründen, die nur sie selbst kenne, freiwillig aus dem Fenster gestiegen und habe auf dem Scheinwerfer sitzend Feuer gefangen. Ein Unfalltod. Ich hrmpfte einen langen Stoßseufzer hervor. Emily drückte meine Hand.

Schließlich erhob sie sich – viel zu früh –, um zu gehen. So war sie schon immer. Sie taucht urplötzlich aus dem Nichts

auf, einem Tagtraum gleich, in den sie sich ebenso plötzlich wieder zurückzieht. Man kann sie nie lange halten.

»Eines noch«, sagte sie, beugte sich zu mir herunter und strich mir über die bandagierte Stirn (verfluchte Verbände!). »Ich weiß nicht, ob du Interesse hast – jedenfalls gibt es da eine alte, sehr abgelegene Burg am Meer, die seit Jahren unserer Familie gehört. Ich selbst war nie dort, aber wenn du dich erholen möchtest, bist du herzlich eingeladen. Du kannst bleiben, so lange du willst. Ich habe alle wichtigen Informationen beim Leiter des Nannybrook hinterlegt. Jetzt aber auf Wiedersehen, lieber Raphael, mein Held!«

Sie küsste mich auf meine mumifizierte Wange, winkte zum Abschied und verschwand.

»Hrmpf, hrmpf, hrmpf!«, gurgelte ich ihr hinterher.

Erst fünfzehn Jahre später sahen wir uns wieder.

Viel bleibt nicht mehr zu sagen.

Ich lag ein halbes Jahr im Krankenhaus. Alle glaubten, das Feuer hätte mich stark entstellt, doch als man die Bandagen abnahm, war ich zur allgemeinen Fassungslosigkeit vollkommen narbenfrei.

»Ganz außergewöhnlich«, murmelten die Ärzte. »Das widerspricht sämtlichen Naturgesetzen.«

Ich kehrte ins Nannybrook zurück, wo man mir das Zimmer frei gehalten hatte, doch es war nicht mehr wie früher. Mich befiel eine starke innere Unruhe. Ich wollte weiter. Selbst Archie Bogosians Geschichten hatten ihren Reiz verloren.

Etwa eine Woche nach meiner Rückkehr fiel mir Emilys Burg ein. Ich fragte den Leiter, und er übergab mir auftragsgemäß einen großen braunen Briefumschlag mit den Schlüsseln und allen nötigen Informationen. Es schien genau das Richtige zu sein. Zwei Tage später brach ich auf.

Und so begann das Leben, das ich nun im Begriff bin zu beenden. Ich fand die Burg. Sie gefiel mir. Ich zog ein und mit

mir das Foto, ein Koffer voller Kleider, ein paar wenige Möbelstücke und natürlich die Tablette. Eineinhalb Gran Strychnin, eineinhalb Gran Arsen, ein halbes Gran Zyankali und ein halbes Gran zerstoßene Brechwurzel – aber das wissen Sie ja inzwischen.

Ich hoffte, Emily würde mir eine Glückwunschkarte zum Einzug ins neue Heim schicken, doch es kam nichts. Stattdessen erhielt ich nach einem Monat einen Brief von meinem alten Freund, dem Leiter des Nannybrook.

*Sehr geehrter Mr. Phoenix,
in Anbetracht des außergewöhnlichen, selbstlosen Mutes, den Sie bei dem Versuch zeigten, das Leben der kürzlich verschiedenen Ethel Bunshop, geborene Boocock, zu retten, haben die Mitarbeiter und die Bewohner des Nannybrook House einstimmig beschlossen, den Aufenthaltsraum in »Raphael-Phoenix-Raum« umzubenennen.*

Es wäre uns eine große Ehre, Sie zu der kleinen Einweihungsfeier begrüßen zu dürfen, bei welcher der Bürgermeister ebenso anwesend sein wird wie Mrs. Bunshops Sohn und natürlich alle Bewohner.

Ich hoffe, Sie befinden sich wohl, und freue mich darauf, von Ihnen zu hören.

Mit den besten Wünschen

Norman Stoppard, Heimleiter

Ich sagte ab, da es in diesem Fall ausgesprochen geschmacklos gewesen wäre, die Einladung anzunehmen. Raphael-Phoenix-Raum – nicht zu fassen!